

Stadtplanung und Bildungsinstitutionen

Im Interview mit *forum* erläutert Magali Lehnert, promovierte Geografin, die Integrationsleistung von Bildungsinstitutionen in den Vierteln Cessingen und Bonnevoie

Sie haben sich in Ihrer Doktorarbeit mit Bildungschancen, Migration und der Vernetzung von schulischen und außerschulischen Institutionen in verschiedenen Vierteln der Stadt Luxemburg beschäftigt...

Magali Lehnert: Es handelt sich um eine Doktorarbeit im Fach Geografie, die städteplanerische Aspekte der Stadt Luxemburg in den Fokus nimmt. Dabei habe ich mich insbesondere für Bildungsinstitutionen interessiert und die jeweiligen Segregationen – also die Abgrenzungen zwischen verschiedenen sozialen Gruppen – untersucht, die man in den Vierteln vorfinden kann. Ich wollte festhalten, welche Problemviertel es gibt und welche Strategien dazu führen, dass sich im Viertel etwas verändert. Meine Frage war, wie Bildungseinrichtungen dazu beitragen können, dass sich Einwohner eines Viertels besser vernetzen.

Sie haben sich für diesen Vergleich zwei unterschiedliche Stadtviertel ausgesucht. Welche waren das?

M. L.: Cessingen und Bonnevoie (die Verger-, Gellé- und Demy-Schlechter-Schulen). In beiden Quartieren gibt es einen großen Anteil an französischen Familien, die aber jeweils verschiedene sozioökonomische Hintergründe aufweisen. Genau das war mir für meinen Vergleich wichtig. Für Cessingen kann man zudem festhalten, dass hier viele luxemburgische Schüler sind, während in Bonnevoie vor allem viele portugiesische Schüler hinzukommen.

Cessingen und Bonnevoie unterscheiden sich also ...

M. L.: Die Bevölkerungsstruktur der Stadt Luxemburg kann allgemein als sehr heterogen bezeichnet werden. Andererseits zeigen sich aber auch eindeutige Segregationstendenzen. Nicht nur auf der Ebene der Stadtviertel, sondern auch auf der kleinräumigeren Ebene der Schulbezirke lassen sich Konzentrationen verschiedener Bevölkerungsschichten erkennen, die dann mit einer Schulsegregation einhergehen.

Es ist so, dass ein Viertel wie Cessingen – ein ehemals typisch luxemburgisches Viertel – sich momentan stark verändert und eine höher gebildete, ausländische Elite ansässig wird. Dadurch hat die Nationalitätenvielfalt in den letzten Jahren extrem zugenommen – hauptsächlich Portugiesen, Franzosen und Belgier. Die jüngere Bevölkerung mit Migrationshintergrund steht einer älteren Generation luxemburgischer Anwohner gegenüber. Diese möchte sich aber nicht unbedingt integrieren, sondern will vor allem Kontakt zu Menschen aus ihrer sozialen Klasse pflegen.

In Bonnevoie hingegen pflegen die unterschiedlichen Einwohner einen engeren Kontakt. Die Bildung von Parallelgesellschaften geht also eher von einer migrierten Elite aus, die keinen Gewinn in einer Integration sieht, anders als Einwanderer aus Arbeitermilieus. Über Personen mit Migrationshintergrund aus sozioökonomisch benachteiligten Milieus wird viel diskutiert. Es ist allerdings auch wichtig, dass die ausländischen Eliten und deren Impact auf unsere Gesellschaft und unser Bildungssystem untersucht wird.

„Die Bildung von Parallelgesellschaften geht also eher von einer migrierten Elite aus, die keinen Gewinn in einer Integration sieht, anders als Einwanderer aus Arbeitermilieus.“

Gehen die Kinder dieser jeweiligen Gruppen denn in die gleiche Schule?

M. L.: Gesetzlich ist es so geregelt, dass die Kinder in die Schule gehen, die ihrem Wohngebiet zugewiesen ist. Von den ausländischen Familien gehen jedoch in den wohlhabenden Vierteln wie Cessingen oder eher noch Limpertsberg viele in die Europaschule oder Privatschulen. Diese Familien und Kinder verbringen ihre Freizeit auch selten in ihrem Wohnviertel, was die Segregation zusätzlich begünstigt.

Die Schule Demy Schlechter in Bonnevoie zum Beispiel ist sehr gemischt. Das hat Vorteile für das Miteinander von Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen, trotzdem führt es aber manchmal zu Spannungen und es kommt auch vor, dass Eltern ihre Kinder bei Verwandten in einem anderen Bezirk anmelden, damit diese in eine andere, weniger gemischte Schule kommen.

Welche Unterschiede haben Sie in beiden Vierteln festgestellt im Hinblick auf die Förderung der Schüler und des Bildungserfolgs?

M. L.: Ich konnte festhalten, dass es für den Bildungserfolg des jeweiligen Schülers relevant ist, ob Eltern sich für seinen schulischen Alltag interessieren. Dabei kommt es nicht auf die Ausbildung der Eltern selbst an, sondern eben auf das Interesse am Schulalltag ihrer Kinder. Benachteiligungen durch den sozioökonomischen Hintergrund gibt es hingegen dann, wenn es darauf ankommt, gute Angebote für Nachhilfestunden ausfindig zu machen und diese auch finanzieren zu können.

Ein Indikator für den Bildungserfolg der Schüler ist also das Interesse der Eltern am Bildungsweg ihrer Kinder, ein zweiter der, der Möglichkeit außerschulische Fördermaßnahmen finanzieren zu können. Gibt es weitere Faktoren?

Ja, ein dritter Faktor ist Zeit an sich. Gerade für die jüngeren Kinder ist es wichtig, dass ihre Eltern anwesend sind und sie in ihrer Entwicklung begleiten. Daneben könnte man auch die Motivation als weiteren Faktor nennen. Viele wohlhabende Familien haben beispielsweise eine Haushälterin, die aber nicht unbedingt bei Schreibübungen behilflich sein kann oder sich hierfür nicht verantwortlich fühlt.

Allgemeingültige Aussagen über die Motivation der jeweiligen Eltern sind natürlich schwer zu treffen. Eltern die zu einem Interview bereit sind, interessieren sich meistens auch für den Bildungserfolg ihrer Kinder. Die Sprache ist ebenfalls eine Barriere und letztlich geben Befragte oftmals Antworten, die sie selbst in einem guten Licht dastehen lassen. Trotzdem habe ich aber ein gutes Gefühl, weil ich den Rahmen der Befragung sehr locker hielt und deshalb persönlichere Einschätzungen geäußert wurden.

Hat die jeweilige Muttersprache eine bedeutende Auswirkung auf den Bildungserfolg der Kinder?

M. L.: Das hängt sehr stark davon ab, seit wann der jeweilige Schüler im Land ist. Bei den Schülern mit Migrationshintergrund, die seit der Précoce in Luxemburg zur Schule gehen, treten weniger Lernschwierigkeiten auf. Diejenigen, die später ins Land kommen, haben in der Regel mehr Schwierigkeiten.



„In vielen Klassen kommen auf 20 Schüler nur etwa zwei Luxemburger. Die Frage ist also nicht alleine die der Inklusion, sondern die des Miteinanders.“

Ursprünglich war die *Précoce* ja auch so konzipiert, dass sie Schüler mit Migrationshintergrund ans Luxemburgische heranführt. In der Praxis wechselt das Personal jedoch oftmals zwischen unterschiedlichen Sprachen.

Für die Sprachenproblematik gibt es in Luxemburg keine einfache Antwort. Zudem ändern sich die Bevölkerungsgruppen fortlaufend, so dass die Maßnahmen, die heute getroffen werden, in 10 Jahren vielleicht nicht mehr greifen. Allgemein kann man jedoch festhalten, dass die Sprache eine wichtige Rolle für die Inklusion Einzelner ausmacht.

Welche anderen Faktoren sind neben der Sprache noch wichtig?

M. L.: Die Sprache ist nicht der wichtigste Faktor – in Luxemburg kommt man mit Französisch und Englisch auch sehr weit. Und in vielen Klassen kommen auf 20 Schüler nur etwa zwei Luxemburger. Die Frage ist also nicht alleine die der Inklusion, sondern die des Miteinanders. Die stadtplanerischen und schulischen Maßnahmen müssen also nicht auf die Inklusion, sondern auf das Miteinander abzielen.

Welche konkreten Maßnahmen könnten denn die Bildungsinstitutionen der jeweiligen Viertel treffen, damit dieses Miteinander ermöglicht wird?

M. L.: Die Bildungsinstitutionen könnten beispielsweise Aktivitäten mit dem Syndikat des jeweiligen Viertels organisieren. Ein erster Schritt wäre sich gemeinsam an einen Tisch zu setzen und sich gemeinsam zu überlegen welche Angebote es geben sollte. Eine aktuelle stadtplanerische Strategie ist das Quartiersmanagement und in den letzten Jahren Kon-

zepte des „empowerments“ in den Stadtteilen: die Bewohner sollen befähigt werden, sich am Prozess der Quartiersentwicklung zu beteiligen.

Das Sozialkapital-Konzept geht sogar noch einen Schritt weiter als das Quartiersmanagement, da es in verstärkter Weise auf Engpässe in den Bereichen Kommunikation, sozialer Kooperation, Motivation und Solidarität sowie auf die in jedem Stadtteil vorhandenen sozialstrukturellen Prozesse eingeht.

In allen Konzepten geht es um eine Bottom-up-Strategie, die Einwohner in die Entwicklung von Projekten einbezieht. Mittlerweile geht das Bildungsministerium in diese Richtung und organisiert regelmäßig Zukunftswerkstätten, um die Einwohner und das Personal der Bildungsinstitutionen in die Stadtplanung zu integrieren.

Darüber hinaus sollten auch organisierte Gruppen der Zivilgesellschaft beteiligt werden, also zum Beispiel Vereine. Zum Teil sind solche Initiativen auch schon vorhanden. Die Verantwortung liegt eben auf allen Akteuren des Quartiers. Wenn wir Stadtentwicklung aus dem Blickwinkel der Kinder heraus betrachten ist es sehr zu begrüßen, dass Schule und Maison Relais jetzt zunehmend enger zusammenarbeiten sollen. Die städteplanerischen Theorien gehen meist vom Idealfall aus und die Leitbilder ändern sich, aber die enge Kooperation aller Akteure sollte in jedem Fall anvisiert werden.

Vielen Dank für das Gespräch! ♦

Die Fragen stellte Thomas Köhl. Das Interview fand am 12.12.2014 statt.

